

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Boller Uebermut rief Astrid den Vorübergehenden an. Dieser blieb sofort stehen, mit verbindlichem Lächeln. Aber nun gewahrte er auch Gerda und machte Miene, erst zu dieser zu treten. Doch da sah er sie gerade einigen anderen Kauflustigen lächelnd den leeren Korb hinhalten.

„Ausverkauft, meine Herren! Sie müssen schon warten, bis ich wiederkomme.“

Und sie eilte davon.

Peterjen blickte der Davongehenden nach. War's nicht wieder wie Absicht, daß sie gleich ging, sowie er nur kam? Aber dann wandte er sich alsbald dem Sektlokal zu und der blonden Astrid, die ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln empfing, voll übermütiger Schelmerei:

„Na, Herr Peterjen — wie ist das also mit uns? Sie werden zum Wohl der armen Abgebrannten am Boöporus doch sicher ein Gläschen Sekt leeren!“

„Das nicht — aber auf Ihr Wohl drei, wenn Sie es befehlen.“

Und seine Mienen besten sich auf.

„O! Wie stürmisch!“ Ihre lustigen Blauaugen blickten ihn an. „Kann ich das auch beantworten?“

„Trauen Sie mir nicht mehr zu?“

„Ihnen? — Alles! Sie sind ja furchtbar unternehmungslustig heute.“

„Welleicht — ja.“

Und er nahm den Sektlokal, den sie ihm zierlich krebenzte. Es war wohl nur ein Zufall, daß seine Finger dabei ihre Hand streiften. Doch jetzt verneigte er sich zu ihr hin:

„Also, das erste!“

Und während er das Glas leerte, traf sie ein langer Blick.

„Prosit!“ erwiderte sie lachend, aber das Herz tiefte ihr doch ein bißchen schneller unter diesem Blick. —

Gerda hatte drinnen in der Orangerie, beim Schloßgärtner, ihr Körbchen wieder frisch mit Rosen gefüllt und wollte sich von neuem in das Festtreiben mischen. Aber als sie noch den Seitengang zwischen den Taxushecken entlang schritt, bog aus dem Hauptweg vom Schloßportal her ein Herr ein. Ein hochgewachsener Mann im hellgrauen Promenadenanzug. Sie sah sofort: Heinz Kehler.

Auch er erkannte sie jetzt, er war ihr ja vorhin wie allen mitwirkenden Damen von der Prinzess vorgestellt worden; doch hatte er noch keine Gelegenheit gehabt, sie anzusprechen. Nun aber trat er auf sie zu.

„Eine glückliche Begegnung, mein gnädiges Fräulein. Darf ich um eine Rose bitten? Sie sehen, ich bin noch unversorgt.“

Und er wies auf seinen noch leeren Rockausschlag.

„Bitte — gern, Herr Kehler.“

Sie erwiderte es mit leichter Reserve. Aber wie sie ihm nun die Blume in dem hingehaltenen Ausschlag befestigte, traf plötzlich das Haargefräuel auf ihrer Stirn ein warmer Hauch. Ein Atemzug aus seinem Munde. Heiß rieselte es ihr da vom Kopf den ganzen Körper hinab.

„Tausend Dank! Diese Dekoration ist mir eine Auszeichnung. Darf ich mir en revanche diesen kleinen Beitrag für Ihre Schulpflichten erlauben?“

Und er überreichte ihr ein Goldstück.

Es lag etwas in dem respektvollen Ton, das seine Versicherung über den Wert der üblichen Höflichkeitsphrase hinaus hob. Und er trat an ihre linke Seite, mit selbstverständlicher Sicherheit.

„Wenn Sie mir nun noch den weiteren Vorzug gewähren wollten, ein wenig mit Ihnen zu plaudern, mein gnädigstes Fräulein, so wäre ich dankbar für den heutigen Abend.“

Sie fühlte wohl die ehrerbietige Ausbügung, die in jedem seiner Worte, in seiner ganzen Haltung lag; aber dennoch erwiderte sie:

„Ich bedaure sehr, Herr Kehler. Ich habe noch Pflichten zu erfüllen.“

Sie wies auf ihren gefüllten Korb.

„O — da weiß ich Rat — Sie erlauben.“

Schnell entschlossen entnahm er seiner Brusttasche einen blauen Schein und bot ihn ihr dar.

„Bitte gehorfsamst um alles, was Sie noch im Korb haben.“

„Ja — ich weiß wirklich nicht —“

„Aber ich bitte, mein gnädiges Fräulein!“ Sein Lachen gab ihr die Sicherheit wieder. „Der Wohltätigkeit sind doch keine Schranken gesetzt.“

Da nahm sie dankbar die reiche Gabe entgegen.

„Sie sind ja ein Verschwender,“ lächelte nun auch sie.

„Wenn ich so froh bin wie heute, so viel Schönheit genießen darf — konnt' ich's wohl werden!“

Sein Auge leuchtete sie an. Dann aber griff er nach ihrem Körbchen.

„Diese Blumen sind nun mein — nicht?“

„Aber natürlich. Sie haben sie ja doch gekauft.“

„Nun also!“

Und er nahm plötzlich den Korb und schüttete die duftenden Blüten vor sie auf den Weg.

„Was machen Sie da!“ erschrak sie.

„Ich streue Ihnen Rosen. Ihre Füße sollten nie auf etwas anderes treten.“

Und wieder traf sie das Aufleuchten seiner lebensprägenden Augen.

Sie schüttelte den Kopf, aber ihr Herz schlug schneller.

„Sie sind wirklich ein Verschwender!“

Sie schritt nun weiter, über die Rosen hinweg.

„Die armen Blumen.“

„Beneidenswert sind sie!“

Und sein Blick streifte ihre schlanken, feinen Füße, die behutsam über die Blüten hinwegschritten.

So gingen sie zwischen den Taxusbeden dahin. Eine Weile schwieg auch Kehler. Dann begann er plötzlich:

„Ich habe Ihnen noch zu danken, mein gnädiges Fräulein.“

„Mir? Wofür?“

„Neulich, bei meinem ersten Auftreten. Wenn Sie nicht gewesen wären, ich hätte miserabel gespielt.“

Sie erschraf. All die Gedanken wirbelten wieder in ihr auf. Und es klang etwas stockend, als sie nun sagte:

„Was hat meine Anwesenheit damit zu tun? Das verstehe ich nicht.“

„O doch! Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein — auch unseiner stumpft ab in seinem Berufe. Der Beifall der Menge, das ist wie ein Karottikum, an das man sich gewöhnt. Das lockt und reizt nicht mehr genügend. So kommt man leicht dazu, sich auf der Bühne gehen zu lassen. Man ist ja auch nicht immer in Stimmung. Da braucht man nun etwas, das einen emporreißt. Besonders ich. Ich muß immer jemand haben, für den ich spiele; der mich versteht, oder an dessen Urteil mir etwas gelegen ist. So daß ich weiß: es lohnt sich für mich, mein Bestes zu geben.“

„So meinen Sie das!“

„Ja, mein gnädigstes Fräulein. Und in Berlin, wo ich bekannt, zu Haus bin, da macht sich das auch meist so. Da weiß ich immer jemand im Haus, für den es sich lohnt. Hier aber? Bardon, es klingt ja gewiß sehr präventios und undankbar gegen die Prinzessin, aber ich bin ganz offen zu Ihnen: ich war neulich abends herzlich wenig in Stimmung. Dieses stumpfsinnige Nest hier, der Jammerkasten von Theater, das ganze Ensemble — ich bin nun mal verwöhnt, geb's gern zu — kurzum, als es lösging, ich spielte einfach hundsmiserabel. Sie müssen es doch auch empfunden haben?“

„Ich weiß nicht — ich kam erst später.“

„O, das hab ich wohl bemerkt!“ Sehr lebhaft warf er es ein. „Und sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, gerade das ward ja meine Rettung. Wenn Sie nicht gekommen wären — na! Erlauben Sie mir also, es Ihnen als schuldigen Dankbarkeits tribut zu sagen: Ich spielte neulich nur für Sie — nur!“

Gerda lachte. Sie verbarg sich hinter diesem Lachen und hinter der anscheinenden Unbefangtheit ihres Tones, als sie nun fragte:

„Aber was hatte ich denn nur so Besonderes an mir, daß Sie gerade auf mich verfielen?“

„Sie — ja, wie sag' ich nur gleich? Wie ich Sie so sah, zwischen all den Larven um Sie herum, Alltags-, Kleinstadt-Menschen, engherzig und klägellahn — da hatte ich sofort ein Gefühl: Sie gehören da nicht hinein! Wie eine verwunschene Prinzessin kamen Sie mir vor, die ihre Schönheit, ihre Jugend hinter dumpfen Mauern vertrauern muß.“

Es kam keine Antwort von Gerda. Sie war betroffen. Daß er ihr Wesen, ihre Verhältnisse so durchschaut hatte. Gleich mit dem ersten Blick. Das war ja fast zum Fürchten, wenn jemand so in Seelen zu lesen verstand.

„Sie schweigen, mein gnädiges Fräulein — sagte ich etwas, was Sie verletzete?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ober hatte ich etwa nicht recht mit meinen Empfindungen?“

„Doch — überraschend recht! Das ist's ja gerade.“

Und sie sah ihn jetzt an — erst noch etwas schen.

„Wie konnten Sie so in mein Inneres sehen?“

„Das bringt der Beruf so mit sich.“ scherzte er. „Aber lassen wir das. Ich hatte also recht, das interessiert mich. Und nun sagen Sie mir: Wie halten Sie es nur aus hier? Warum sind Sie nicht schon längst draußen — in der Freiheit?“

Sie machte eine resignierte Bewegung.

„Sie vergessen, daß ich die Tochter eines aktiven Offiziers bin. Das erlegt Pflichten auf und Rücksichten.“

„Ja, ja, natürlich. Aber, Herrgott, wenn ich an Ihrer Stelle wäre —!“

Ein Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ja, wenn ich ein Mann wäre! Sie sind eben zu beneiden. Wie glücklich müssen Sie doch sein.“

Er griff das Wort auf.

„Glücklich?“

„Nun etwa nicht? Gerade Sie haben doch im vollsten Maße das, was mir fehlt: Ungebundenheit, Freiheit.“

Er lachte.

„Ja, die Freiheit des Fahrenden — Zigeunerfreiheit!“

„Das sagen Sie, dem alle Ehren zuteil werden? Den Fürsten auszeichnen?“

„Nun, das tun sie ja mit einem Zigeunerprimas heute zutage auch, wenn er einmal in Mode ist. Aber ändert das etwas? Bleibt man darum nicht doch einsam wie der Fahrende draußen auf der Straße?“

In Gerda war ein Verwundern. Ueber Einsamkeit der Seele fragte er, dem so viele Frauen nur allzu willig ihr Herz zu erschließen bereit waren?

Es war, wie wenn er ihre geheimen Gedanken erriet.

„Abenteuer — gewiß. Die hat man genug bei solchem Leben. Aber kann das auf die Dauer Befriedigung gewähren? Man sehnt sich nach dem heiligen Feuer, doch es bleibt beim Sehnen. Man sieht doch immer wieder, daß einen ein Irrlicht betrog.“

Sie schwieg noch immer. Da sagte er nach einer Weile:

„Verzeihen Sie, mein gnädigstes Fräulein. Sie müssen sich wundern über mich. Mir war da eben, als wären wir schon lange bekannt — gut bekannt. Sollte mich dies Gefühl zu weit geföhrt haben, so verzeihen Sie mir und vergessen Sie, was ich sagte.“

Sie erwiderte auch jetzt noch nichts. Seine Worte klangen in ihr nach. Und der Ton seiner Stimme, so dicht neben ihr im Halbdunkel, der sie wieder-ganz in seinen Bann zog. Wie damals im Theater.

„Ich fürchte, ich habe mir wirklich Ihre Gnade verschert.“ hörte sie ihn da sagen.

Nun schüttelte sie das Haupt. Ihr Blick traf den seinen.

„Ich bin doch kein Kind, Herr Kehler. Sie durften so sprechen.“

Sie waren inzwischen dem Rondell nahe gekommen. Walzerklänge schlugen ihnen entgegen. Auf der Breiterbühne unter der alten Linde wurde schon getanzt. Als die beiden sich dem Plage näherten, winkte Prinzess Juliane den Schauspielern an sich heran. So wurden sie getrennt.

Gerda ging zu dem Tisch, wo ihre Mutter und Frau Brenden saßen. In Nachdenken versunken, blickte sie in das Drehen der Paare drüben. Noch ganz unter dem Eindruck von Kehlers Persönlichkeit. Mehrmals kamen Herren, sie um einen Tanz zu bitten. Aber sie dankte jedesmal:

„Bitte, jetzt noch nicht. Ich will mich erst ein wenig ausruhen — vielleicht später.“

Und ihr Auge flog wieder zu der Gruppe drüben im Licht, wo sie eben Kehler entdeckt hatte, noch immer im Gespräch mit Prinzess Juliane, der lebhaften, etwas korpulenten kleinen Dame, neben der seine hohe Gestalt doppelt zur Geltung kam. Seine ganze Erscheinung, seine gehaltene Art, vornehm in jeder Bewegung — nein, das war kein „Fahrender“, kein „Zigeuner“. Gentleman war er in jedem Zoll. Aristokrat. Sie stellte es fest: da war keiner hier, auf dem ganzen Festplatz, der sich mit ihm messen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

### Im Vogelsberg.

Von Th. Kellerins.

(Fortsetzung.)

#### Von allerlei Häusern und Dörfern.

Die Hütte links und die Hütte rechts und der dicke Heinrich.

Es gibt Häuser, die nichts sagend, wenn auch noch so prächtig, am Wege stehen — das sind in erster Linie die Mietkasernen großer Städte — und es gibt solche, die beredt sind: die uns von der Art ihrer derzeitigen Besitzer oder einstigen Erbauer, von alter oder neuer Zeit etwas zu erzählen haben.

Denn wo ein Mensch dem eigenen Bedürfnis und Schönheitsempfinden entsprechend für sich und die Seinen — und vielleicht noch im Gedanken an kommende Generationen seines Geschlechtes — ein Haus bauen läßt, wird etwas von seiner Eigenart daran zum Ausdruck kommen.

So reden zu uns aus dahingerauchten Jahrhunderten die Burgen und Häuser erloschener Geschlechter! So reden noch die traulichen, alten deutschen Städte und Städtchen mit ihren altersgrauen Kirchen und lipdenbeschatteten Kirchplätzen, mit ihren Marktplätzen, rauschenden Brunnen und verzierten Giebeln.

Doch auch die Dörfer — als Wohnstätten konservativer Menschen, die ihre Eigenart den alles nivellierenden Strömungen des Zeitgeistes gegenüber besser bewahren als die Städte — sprechen ihre besonderen Sprachen.

Ich gedenke dabei der Dörfer meiner heimatlichen Provinz Oberhessen, die sich mit ihren Fachwerkhäusern, an welchen hier und da noch vollständige Sinnprüche und alte Bauerkunst zu finden sind, jedem auf den ersten Blick als das was sie wirklich sind: als echte Bauerndörfer, darstellen. Ihre meist offenen Anwesen erzählen von Ordnungssinn und Fleiß oder von fabrigem Wesen, Wohlstand oder Armut und dergleichen mehr.

Das ist nicht allerorten so! Es gibt zum Beispiel — um in Hessen zu bleiben — viele rheinhessische Dörfer, in welchen stattliche, bewohnte Häuser mit feinen Gardinen an den Fenstern einen städtischen Eindruck machen, während die dahinter liegenden, dem Betrieb der Landwirtschaft dienenden, geschlossenen Höfe sich jedem Einblick von Vorübergehenden entziehen. Das verleiht diesen Orten etwas Lotes, Unausgesprochenes, denn es fehlen ihnen die Läden und das Straßenleben, um wie kleine Städte zu wirken. Die Leute jedoch, welchen die eben beschriebenen Häuser gehören, sind reiche, auf sich selbst gestellte Bauern — von denen keiner den andern so leicht nötig hat — die in eigenen Equipagen durchs Land fahren und auf die benachbarten Provinzen sowie auf die auf ihre Befolgungen angewiesenen Beamten und Pfrarrer mit einem Gemisch von Hochmut und Mitleid herabsehen.

Das Vogelsberger Dorf an der Nidder jedoch, dem ich meine „Bilder aus dem Niddertal“ entnommen habe, war ein typisch oberhessisches Dorf und ist es auch heute, bei gestiegenem Wohlstand und vielfach in bunten Farben erneuerten Häusern noch geblieben. Seine großen und kleinen Hofreiten mit den Dungstätten im Mittelpunkt, lagen offen dem Einblick und der Kritik der Nebenmenschen preisgegeben da; und die darin hantierenden konnten mit den Vorübergehenden Gemüth und Rede tauschen. Daraus — und weil weniger bemittelte Leute mehr aufeinander angewiesen sind als ganz reiche — erwuchs ein gemeinsames Leben, das sich in Liebe oder Haß, im geselligen Zusammensein — im Winter in den warmen Stuben, an Sommersonntagen vor den Hausthüren — in der Theilnahme an Freud und Leid des andern äußerte.

Doch auch an Anlässen zur allgemeinen Seiterkeit hat es in diesem Dorfe nicht gefehlt. Was war das doch für ein Spaß gewesen, und wie hatten alle Leute, groß und klein, alt und jung, gelacht, als ein armer Hans Narr, um sein Weib zu ärgern, die mit Haienbaaren gefüllte Bettdecke zerschnitten und ihren Inhalt auf die Mißhätte geschüttet hatte, um die er jammern und heulend sprach, als ihm nachträglich eingefallen war, daß er sich damit auch seiner eigenen, einzigen Zudecke beraubt hatte.

Dieser Mann, ein kleiner Schneider, der bei seinem hitzigen, zuweilen noch durch den Gemüth von eilichen „Kämden“ Schnaps gesteigerten Temperament und wenig Sigfleisch nie auf einen grünen Zweig kam, hat zu den Originalen des Dortes gehört; und von zwei der geringsten Häuser dieses Dorfes und ihren Bewohnern will ich im folgenden erzählen.

Ueber allen anderen Häusern stand links von der Pfarrgasse, grade ehe sie an dem zum Pfarrhaus gehörigen Grasgarten endigt, das kleine, aber wohlgehaltene Haus eines Maurers. Es hatte seine Giebelseite der Gasse zugewendet wie alle Häuser derselben, und davor lag ein kleiner Hofraum mit einem Ziegenstall und Weichobst. Auch ein Krautgärtlein, auf dessen Rabatten ein Rosmarinstock stand, und im Sommer die bekannten bunten Bauernblumen blühten, gehörte zu dem freundlichen Anwesen.

Jenseits der Gasse besaß das Maurerehepaar noch ein sonnig gelegenes Stück Land, auf welchem die Frau — allen Regeln der Landwirtschaft zum Trotz — in jedem Frühjahr die gleiche Feldfrucht anpflanzte, nämlich Frühlartoiseln, die dennoch immer vorzüglich geriet.

Beim Eintritt in den Flur des Häuschens, der zugleich auch Küche war, gewahrte man eine primitiv aufgemauerte Feuerstätte, über deren offener Flamme im Sommer vor jeder Mahlzeit der Kochtopf an einem eisernen Haken hing und brodelte, bis der Kaffee gekocht, oder die einfache Mahlzeit gar und zubereitet war. Eine Türe links führte in das Stübchen der Großmutter, während die gegenüberliegende, mächtig große Stube der aus Mann, Frau und Kind bestehenden Familie als Wohn-, Schlaf- und Wohnzimmer diente. Die Lagerstätte der Meinen Grit\*) beanspruchte allerdings über Tag keinen besonderen Raum, denn sie bestand aus einem Schiebebett, das, nachdem sie es verlassen hatte, unter das große Bett geschoben wurde.

Diese Stube, in welcher sich das ganze häusliche Leben einer Familie abspielte — im Winter wurde auch noch darin gelocht — war sehr reinlich gehalten; außergewöhnlich reinlich, denn in der hier in Frage stehenden Zeit ließ die Reinlichkeit in den Dörfern des Vogelsbergs noch viel zu wünschen übrig. Deute ist, mit dem besseren Wohlstand der Bevölkerung, auch in dieser Hinsicht vieles besser geworden.

Als die Grit schon neun Jahre alt war, wurde ihren Eltern noch ein Kind, ein Knäblein, geboren und am dem Sonntag, wo es getauft werden sollte, sah die Stube besonders feierlich aus: Decke und Kissen des großen Bettes steckten in neuen, bunt gewürfelten Bezügen und zwischen Bettuch und Decke kam das über die

Bettdecke hängende, nur als Biertrat dienende weiße Beinentuch hervor, das an jedem Sonntagabend sorgfältig zusammengefaltet aufgehoben wurde. Es war mit süßesten Blumen und Vögeln in Kreuzsticharbeit rot bestickt und mit Säumen in Durchbrucharbeit versehen. Ebenso war das mitten an der Stubentüre breit aufgehängte Ueberhandtuch beschaffen. An dem weißgeschuerten Tisch war die bereits wieder hergestellte Wächnerin damit beschäftigt, einen mächtig großen Ballen Butter auf zwei bunte Porzellanterrchen anzuschneiden. Sie hatte ihn zum nachmittägigen Tauffchmaus gekauft, der mit Brot, Butter, Käse und einem Schnaps — dem damals bei strammer Arbeit wie bei Festlichkeiten fast allein gebräuchlichen alkohohaltigen Getränke — beglumen und mit Kaffee und Weden schließen sollte. Bei vermögenden Leuten wurde noch Wurst zum ersten Teil des Festmahles und zum Kaffee Kuchen anstatt der Wede aufgetragen. Auf der Bank am Tisch sah, sonntäglich angetan, die Grit und indem sie mit strahlenden Augen der Mutter zusah, sagte sie zu einer anwesenden Spielgefährtin, die in ihren Augen zu den Reichen gehörte: „Siehst du, nun sind wir auch reich!“ Nicht der Besitz eines Bräuderchens hatte in der Grit diese Vorstellung erweckt — denn daß es auch bei den allerärmsten Leuten kleine Kinder gab, hatte sie täglich vor Augen — sondern der Besitz eines Butterbällchens, das am Abend aufgezehrt sein würde.

Im Lauf der Zeit sind die spar samen, fleißigen Maurersleute noch zu einigem Wohlstand gelangt. Sie haben ihr kleines, hochgelegenes Haus mit einem größeren veranlagt, zu welchem Ställe und eine Scheuer gehörten, und die Grit ist eine Bauernfrau geworden, die anstatt der Ziegen Käse im Stall sieden hatte und nicht nur für den eigenen Haushalt Butter herstellen, sondern auch noch welche verkaufen konnte.

Ganz anders als das saubere Maurerhäuschen sah die Hütte aus, die etwas tiefer als jenes, gleich hinter dem Pfarrhaus an der rechten Seite der Gasse stand. Das war, von außen gesehen, eine wenig anlockende Behausung und innen eine schmutzige Höhle der Armut, in welcher eine ältliche Tagelöhnerin wohnte, die man unter dem Namen „dicke Lisbeth“ kannte. Wie sie eigentlich hieß, habe ich nie gewußt und ebensowenig, ob einst der Vater ihrer in der Wetteran dienenden Tochter als angeheirateter Gatte ihren Hausstand geteilt hat. Ihren Uebennamen ließ sie sich gern gefallen! Er war ihr vielleicht in der Jugend, als Anerkennung ihrer übrigen Gestalt, schmeichelt gewesen, denn wohlgerundete Persönlichkeiten gefallen im Dorf vor allen anderen. Jetzt aber konnte man die dicke, grobknochige Frau mit dem stumpfen Ausdruck in den plumphen Zügen mit dem besten Willen nicht mehr für eine Schönheit halten.

Eines Tages ging ihre Türe auf, und unangemeldet erschien mit Sod und Rad ihre Tochter, die ihren Dienst hatte aufgeben müssen. Daß es auf einen längeren Aufenthalt in der mütterlichen Hütte abgesehen war, merkte die Lisbeth bei aller Blödsheit, und man konnte es ihr nicht verdenken, wenn sie sauer dazu sah; denn sie hatte bei der strengen Winterszeit genug zu tun, bis sie ihren eigenen Unterhalt verdient und bestritten hatte!

Nachdem Mutter und Tochter mehrere Wochen lang die größten Abfälle des Flachses, die man Eschwinge nannte, gesponnen hatten, — was den ärmsten Frauen des Gebirges einen kleinen Winterverdienst einbrachte, stand das Rad der Tochter stille, und die Hebamme ging in der Hütte aus und ein, in welcher ein Knäblein das Licht der Welt erblickt hatte, das in der heiligen Taufe den Namen Heinrich erhielt.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter wurde nach diesem Ereignis nicht besser! Oft hörte man sie miteinander schelten und schreien, und die Pfarrfrau genoß von ihrem Kinderstübchen aus das Schauspiel, die beiden wie Kampfahnen aufeinander loszugehen zu sehen.

Gegen Frühjahr nahm die junge Person wieder einen auswärtigen Dienst an, aber ihr Knäblein blieb bei der Großmutter, von welcher auch das ihrem Namen beigeigte Adjektiv auf den heimigen Übergang; und dieser Großmutter konnte niemand nachsagen, daß sie ihren Enkelsohn verwöhne! Als der Sommer kam, ging sie auf Tagelohn und ließ den Kleinen allein in seiner Hängematte liegen. Solche aus einem grobleinernen Tuch, einem Grastuch, hergestellte Hängematten, die an dem unter der Stubendecke heraufgehenden Balken angebracht wurden, dienten damals noch allen armen, aber auch vielen besser gestellten Vogelsberger Dorfbewohnern, als Wiegen. Nur in den Wohnungen vermöglicher Bauern fand man Dohrwiegen. Die nötige Nahrung muß dem kleinen Heinrich wohl zu teil geworden sein, denn er blieb am Leben und im übrigen vertrieb er sich die Zeit abwechselnd mit Schlafen und Schreien.

Als er aber erst einmal auf strammen Beinen herumlief — wenn auch noch im Kinderrock — kam seine Großmutter mit diesem Verfahren nicht mehr aus. Er schlief nun nicht mehr in der Hängematte sondern bei ihr im Bett, aus welchem er allein herauskrabbeln konnte, und wenn sie nachhause kam, hatte sie ihn oft lange zu suchen. Das paßte ihr nicht, und sie fand einen Ausweg aus ihrer Verlegenheit, auf den nicht leicht jemand anderes verfallen wäre. Eines Morgens nahm sie einen Strick und band den Kleinen an einem Tischbein fest, dann stellte sie noch ein Schüsselchen mit dick gelochter Erbsensuppe auf einen Stuhl vor ihn, legte ein Stück Brot dazu und ging weg. Verwundert hatte Heinrich zuerst der Prozedur zugesehen; als er aber begriff, daß er ein Gefangener

\*) Grit, soviel wie Grite.

war, stimmte er ein. Betermordiogeschrei an, das sich gar nicht wieder beruhigen wollte, so daß man im Pfarrhaus darauf aufmerksam wurde. Der älteste Pfarrerssohn, der im Dorfe Tebur (Theodor) genannt wurde, ging der Sache auf den Grund und entdeckte den Heinrich, wie er fest angebunden an seinen Fesseln zerrte; und dessen grausame Gefangenschaft empörte sein ehrliches Zungenberg. Sofort beschloß er, ihn zu befreien! Vor der dicken Eiseth fürchtete er sich nicht! Das war überhaupt einer, der erst hätte anschießen müssen, um das Fürchten zu lernen wie der Mann im Märchen! Es gelang ihm, durch das Hüttenfenster einzukriechen, und nachdem er den Jungen losgebunden hatte, reichte er ihm seinem zwei Jahre jüngeren Bruder, ehe er selbst wieder durchs Fenster herabkrabbelte. Kaum sahste der dicke Heinrich den Boden der Mutter Erde unter seinen Füßen, so sang er an, wie toll darauf herumzutänzen und zwar unter dem andauernden Freudengeschrei: „obonne, obonne, obonne,“ d. h. abgebunden. Es ist nicht anzunehmen, daß sein Befreier von dem Gefühl der Verantwortlichkeit für alles, was dem Knäblein in seiner unbewachten Freiheit hätte zustößen können, gequält wurde! Es ist ihm auch nichts zugeflohen!

Manch anderes an Aufsicht gewünschte Kind wäre vielleicht in den Bach gefallen, oder was schlimmer ist, in eine Buhlarube; oder ein Ochse hätte es auf die Hörner genommen. Dem dicken Heinrich geschah von dem allen nichts, denn mit den Instinkt junger Tiere, die auch ohne Aufsicht groß werden müssen, verstand er es, allen ihm etwa drohenden Gefahren aus dem Weg zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

**Vermischtes.**

\* Leuchttürme und Vogelzug. Bekanntlich sind in den großen Vogelzugszeiten des Frühlings und Herbstes die weit hin leuchtenden Lichter der hohen Leuchttürme für die wandernden Vögel starke Anziehungspunkte, denen sie von allen Seiten zufliegen. Hierbei stoßen viele der Vögel in ihrem tausenden Flügel mit voller Wucht gegen die Mauern und Gerüste der Türme. Aber ihre Zahl ist gering im Vergleich zu den großen Mengen, die, in den blendenden Lichtkreis gekommen, nun ruflos die Leuchtfeuer umkreisen, bis sie tot oder erschöpft zu Boden fallen. Hierdurch werden die Vogelscharen ungeheuer dezimiert, und man muß tatsächlich hierin einen Grund sehen für die dauernde Verminderung unserer Vogelwelt. Im Herbst 1913 wurden allein an einem Leuchtturm in der Nähe von Cherbourg über 10000 Vögel gefangen, darunter 1800 Schneepfen; an einem anderen Turm verendeten in einer einzigen Nacht 500 Schneepfen, und dem großen Leuchtturm von Belle Île an der Küste der Bretagne fielen in zwei Novembernächten des vorigen Jahres 3200 Vögel zum Opfer. Wenn man diese großen Verlustziffern hört, kann man es freudig begrüßen, daß in Holland neuerdings Einrichtungen an den Leuchttürmen getroffen werden, die diesen Massenmord einigermaßen verhindern sollen. Unter den Laternen sind nämlich leiterförmige Gerüste mit zahlreichen Sitzstangen für die Vögel angebracht und diese Einrichtung hat sich vortrefflich bewährt; denn oft haben in einer einzigen Nacht 3000 bis 5000 Vögel und noch mehr diese Sitzstangen zum Ausruhen benutzt, und es sind dann immer nur wenig umgekommene am Fuße des Turmes gefunden worden. Wir wollen hoffen, daß auch in den anderen Ländern möglichst bald diese Schutzvorrichtungen für die Vögel an allen Leuchttürmen angebracht werden.

\* Praktisches aus aller Welt. Man soll das Brauchbare nehmen, wo man es findet, und jedes Land hat diese oder jene praktische Neuerung, die man von ihm übernehmen kann. In der amerikanischen Marine zum Beispiel sind für die Mannschaften besondere Rauchräume eingerichtet worden. Im Interieur des Dienstes ist aber das Rauchen nicht immer erlaubt, und damit die Matrosen wissen, wann sie rauchen dürfen, und wann nicht, ist in jedem Rauchraume eine elektrische Lampe angebracht. Ergläht die Rauchlampe, dann dürfen die Matrosen rauchen, brennt sie aber nicht, dann ist das Rauchen verboten. Es bedarf keines Wortes von den Vorgesetzten und es bedarf keiner besonderen Vorschrift, die Rauchlampe regelt die ganze Frage auf die einfachste Weise. — Auch Südafrika hat der Welt eine praktische Neuerung geschenkt. Zur Beförderung Verunfallter in Gegenden, wo kein häufiger Krankenendienst eingerichtet ist, sind in den Ortshäusern bis zu einer Entfernung von 40 Meilen von Johannesburg Kranfenanhängewagen bereit gestellt. Es ist eine einfache Tragbahre aus leichtem Stahlrohrgestell, das federnd auf Gummirädern läuft. Der Verunfallte wird auf der Bahre festgeschnallt, eine Plane schützt ihn vor Sonne, Staub oder Regen, und der Wagen wird an ein Automobil oder einen andern Wagen einfach angehängt und nach dem Krankenhaus der Hauptstadt befördert. — Die Ausbreitung der Kultur bringt unserer Tierwelt oft große Gefahren, vor allem sind die Vögel durch die Leitungen der elektrischen Kraftwerke gefährdet. So harmlos die Drähte der Telephon- und Telegraphenleitungen als Sitzgelegenheiten sind, so gefährlich sind die Hochspannungsleitungen. Um daher den Vögeln eine geeignete Sitzgelegenheit zu bieten, wird auf Vorschlag der Gesellschaft deutscher Elektro-Ingenieure auf jedem Mast der Hochspannungsleitungen jetzt noch eine Vogelstange, ein Stab mit einer Querränge angebracht, und es

hat sich gezeigt, daß die Vögel diese erhöhten Sitze dem dünnere Draht vorziehen, zu ihrer eigenen Rettung.

\* Die Inspiration im Bade. Archimedes hatte seine genialsten Einfälle bekanntlich in der Zeit, während der er badete. Aber er steht damit nicht allein da, es scheint, daß auch viele andere Sterbliche in der Badewanne am leichtesten Grund zu einem großen „Heureka“ finden. Die „Daily Mail“ hat über diese wichtige Frage eine kleine Enquete veranstaltet. Einer der bekanntesten Londoner Vorkenner, der vor kurzem einen ausgezeichneten Börsencoup glücklich ausführte, berichtete, daß ihm die Idee zu diesem Geschäft im Bade gekommen sei, und daß er überhaupt seinem täglichen Morgebade seine besten Inspirationen schulde. Ein anderer Glücklicher, der sich durch seine kleinen Gedichte in England einen großen Namen gemacht hat, schloß sich dieser Erklärung an und berichtete, daß er seine besten Romane in der Badewanne geschrieben habe. Der Schauspieler Arthur Bourcier hat seine besten mimischen Einfälle ebenfalls im Bade. Nur der Romandichter Charles Garcia muß gestehen, daß er im Bade nicht arbeitet, sondern genießt, er fühlt sich in der Badewanne immer sehr musikalisch gestimmt, während ihm seine besten dichterischen Einfälle kommen, wenn er sich rasiert. Positively rasiert er sich recht häufig.

**Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.**

\* Bleu ist nicht blau. Ich funkere nicht, ich bin auch nicht farbenblind; was ich erzähle, ist Tatsache. Kam ich da neulich in ein Modegeschäft, um einen Schlips zu kaufen. Als ich unter den Auslagen meine Wahl getroffen hatte, sagte ich: „Bitte, Fräulein, geben Sie mir den blauen.“ „Der ist aber nicht blau,“ verbesserte mich die Verkäuferin, „der ist bleu.“ „Aber“, behauptete ich, auch durch ihr verbindliches Lächeln nicht überzeugt, „der Schlips ist doch blau. Das ist ja deutlich zu sehen.“ „Nein,“ erklärte sie mit ruhiger Ueberlegenheit, „bleu ist nicht blau.“ Ich stand wie verblüfft. Das Ohr soll leugnen, was das Auge behauptet. Hat es jemals einen größeren Widerspruch der Sinne gegeben? Ich nehme den hingeworfenen Handtuch, d. h. den blauen Schlips auf und entgegne kampfbereit, um die Fälschung zu entlarven: „bleu heißt doch auf Deutsch blau, warum wollen Sie denn diese Farbe nicht so nennen?“ „Wir müssen uns nach dem Publikum richten, das nennt sie auch nicht anders.“ „Aber“, lenkte ich ein, „damit ist doch die Farbe nicht richtig bezeichnet. Sie ist ja mattblau oder stahlblau. Das Fremdwort sagt aber ganz ungenau blau. Das deutsche Wort benennt doch diesen Farbenton viel richtiger.“ „Wir würden ja ganz gern auch ein deutsches Wort dafür gebrauchen, aber wir können es nicht, weil das Publikum diese Farbe bleu nennt,“ wurde ich belehrt. Still nahm ich den Schlips, zahlte und ging, weil es mir im Kopf zu schwirren begann von einem tollen Birrwar von Farben und Wörtern: bleu ist nicht blau, gris ist nicht grau, changant ist nicht schillernd . . . und das „Publikum“ will es so! Gibt es denn keine Hilfe gegen dieses allmächtige, unser Deutsch verderbende „Publikum“? In dieser Ratlosigkeit traf ich einen Freund, einen erfahrenen Kaufmann, und erzählte ihm von dem neuen Streitfall zwischen Deutschland und Frankreich in dem Modegeschäft. Da sagte er mir etwas über Deutschland, was viele Deutsche nicht wissen: „Die Farben und vielleicht auch Stoffe für diese Schlipse werden nicht in Deutschland, sondern in Paris hergestellt. Die dortige Fabrik stellt die Farben auf einer Karte zusammen, bezeichnet sie einzeln mit Nummern und natürlich mit französischen Namen und sendet sie an unzählige Geschäfte in Deutschland. Will ein Geschäftsmann eine bestimmte Farbe bestellen, dann braucht er nur die Nummer und die französische Bezeichnung anzugeben, um aus der Masse von Farbentönen den richtigen zu erhalten. Die Wörter matt- oder stahlblau kennt man natürlich in Paris nicht. Weil also die französischen Erzeugnisse nach Deutschland kommen, sind auch die französischen Namen einmündungen. Es wird nicht eher anders, als bis die deutschen Farbenwerke mit ihren Erzeugnissen und Bezeichnungen die französischen verdrängen.“ So lange demnach deutsche Geschäfte ihre Schlipse und Karben aus Frankreich beziehen, bleibt es bei der Verharmlosung und Unwahrheit: bleu ist nicht blau! Tatsache!! Tsch (Köln).

**Magisches Quadrat.**


In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A A A B D L M N N U U S derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Oesterreichischen Feldherrn.
2. Weiblichen Vornamen.
3. Fluß in Ostafrika.
4. Stadt in Irland.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Buchstabenrätsels in voriger Nummer:  
Raab — Ural — Diana — Ochsenkopf — Lachkrampf;  
Rudolf Kalb.